

Nur hier, am Ende der Welt, zwischen schroffen Gletscherklippen und eisigen Gewässern, fühlt sich Deborah wirklich zu Hause. Nur in den paar Wochen im Jahr, in denen es das feindselige Klima der Antarktis zulässt, dass sie den Lebensraum der Pinguine erforschen kann – auf einer entlegenen Forschungsstation, abgekapselt vom Rest der Welt. Hier trifft Deborah auf Keller Sullivan, einen Abenteurer und Aussteiger – und die Mauer, die sie um sich gebaut hat, bekommt langsam Risse. Doch genau wie sie selbst ist auch Keller nicht ohne Grund hier ...

MIDGE RAYMOND hat lange im Verlagswesen in New York gearbeitet und in Boston kreatives Schreiben unterrichtet. »Die Liebenden vom Ende der Welt« ist ihr erster Roman. Midge Raymond lebt in Oregon und führt dort einen kleinen Verlag.

Midge Raymond

Die Liebenden
vom Ende der Welt

Roman

*Aus dem Englischen
von Astrid Finke*

btb

Die englische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»My Last Continent« bei Scribner, einem Imprint von
Simon & Schuster, Inc., New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2018

Copyright © 2016 by Midge Raymond

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2018 by btb Verlag

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Covergestaltung: semper smile, München

Covermotiv: © Shutterstock/Canicula; Rolau Elena; gagarych

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

AH · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-71420-9

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Für John

HINTERHER

Während ich die Touristen von den Schlauchbooten über felsige Pfade hinauf zu den Pinguinkolonien führe, fällt mir auf, dass diese Besucher in ihren übergroßen, dicken roten Anoraks selbst wie Pinguine laufen: Blick auf den verschneiten Boden gerichtet, Arme ausgebreitet, um das Gleichgewicht zu halten. Sie sind genauso zielstrebig wie die Pinguine, aber sie sind nicht hier, um sich nach den Vögeln zu erkundigen oder nach den Inseln. An der schrumpfenden Adélie-Population oder dem Brutverhalten der Eselspinguine oder den schwindenden Nahrungsquellen der Zügelpinguine in der Antarktis scheinen sie nicht interessiert.

Sondern sie fragen nach der *Australis*.

Wie viele Menschen sind ertrunken? Wie viele werden noch vermisst? Wie viele Leichen gehören jetzt für immer dem Meer?

Keine dieser Fragen möchte ich beantworten.

1979 prallte eine Maschine, Flug 901 der Air New Zealand, gestartet in Auckland, gegen den Mount Erebus in der südwestlichen Antarktis. Über zweihundertfünfzig Menschen starben an jenem Tag. Es war die schlimmste Katastrophe

in der Geschichte des Kontinents – bis vor fünf Jahren. Bis zur *Australis*.

Aus den Berichten wissen wir, dass beide Fahrzeuge – das Flugzeug und das Schiff – infolge von Navigationsfehlern verunglückten. Beiden wurde zum Verhängnis, was die Besatzung, obwohl sie davon wusste, nicht sehen konnte oder wollte.

Manchmal frage ich mich, ob nicht noch eine andere Kraft im Spiel ist, etwas ähnlich Verborgenes, das uns warnt, weil sich keiner von uns überhaupt in Antarktika aufhalten sollte.

Wir überqueren schroffe Hügel in der Nähe von Pinguinnestern, die Felsen sind bedeckt von rosa-rötlichem Guano, der in den Schnee sickert wie Blut. Um diese Jahreszeit – Ende Januar, Hochsommer auf der Südhalbkugel – sind die Vögel dick und haben sich die Küken unter ihre Brust geklemmt. Sie beugen sich vor, um die flaumigen, grauweißen Körper zu wärmen und zu schützen. Die Adélies beobachten uns mit ihren weißgeränderten Augen, die Zügelpinguine wirken ernsthaft mit ihrer schwarzen Haube, die Eselspinguine verdrehen die Köpfe und recken orange-farbene Schnäbel in die Höhe, um uns im Blick zu behalten.

Mehr als alles andere erinnern mich die Vögel an das, was ich verloren habe. Und irgendwie macht mich das noch entschlossener, sie zu retten. Und deshalb kehre ich zurück.

Lieber würde ich die Fragen der Touristen über die *Australis* nicht beantworten, aber ich tue es. Es gehört eben zu meinem Job, ich arbeite nicht nur für die Pinguine, sondern auch für das Schiff, das mich jede Saison hierherbringt.

Also erzähle ich.

Ich erzähle ihnen, dass ich hier war, als das riesige Kreuzfahrtschiff feststeckte und in einer windgepeitschten Pack-

eisbucht sank. Ich erzähle ihnen, dass es zu groß und nicht stabil genug war, um sich so weit südlich zu befinden, und dass mein Schiff, die *Cormorant*, damals am nächsten und dennoch eine ganze Tagesreise entfernt lag. Ich erzähle ihnen, dass unterhalb des südlichen Polarkreises der Begriff *Rettungsaktion* wenig praktische Bedeutung hat. Es ist schlicht und einfach niemand da, um einen zu retten.

Ich erzähle ihnen, dass an dem Tag 715 Passagiere und Besatzungsmitglieder starben. Nicht erzähle ich ihnen, dass zwei der Toten Retter waren, deren Schicksale tragisch miteinander verflochten waren. Die meisten wollen von den Opfern hören, nicht von den Rettern. Sie wissen noch nicht, dass wir ein und dieselben sind.

EINE WOCHE VOR SCHIFFSUNTERGANG

Drakestraße
(59°39' S, 61°56' W)

Dem Schwanken der *MS Cormorant* nach zu urteilen stecken wir in einer Fünf-Meter-Dünung. Für unseren Kapitän ist das gar nichts; als er vor gut zwei Wochen durch die Drakestraße getuckert ist, wo das Südpolarmeer auf den Pazifik und den Atlantik trifft und Schiffe wie Spielzeug herumschleudert, waren die Wellen zehn Meter hoch. Zur Routine wird diese Fahrt allerdings nie werden, auch wenn die *Cormorant* sie in dieser Saison sechs Mal absolviert. Die Drakestraße schenkt nie zweimal dieselbe Erfahrung.

Ich bin nicht annähernd so seekrank, wie ich vorgebe, aber die Pause hilft mir dabei, mich in meine Rolle als Reiseführerin einzufinden. Da neunzig Prozent der Passagiere krank in ihrer Kabine liegen und sich die nächsten zwei Tage dort abkapseln werden, hat unser Expeditionsleiter Glenn nichts dagegen, wenn ich mich im Mannschaftsbereich verstecke, bis wir die Südlichen Shetlandinseln erreichen.

Das Flaggschiff des Veranstalters, die *Cormorant*, wurde im selben Jahr gebaut, wie ich geboren bin, vor fast vierzig Jahren. Während ich eins fünfundsiebzig und alleinstehend bin, misst sie neunzig Meter und beherbergt einhundert

Passagiere und fünfzig Crew-Mitglieder. Wir sind beide fürs Eis geschaffen: Ich habe eine dicke Haut und einen Hang zur Einsamkeit, sie Stabilisatoren und einen verstärkten Rumpf, dank dem wir in die schmalen Buchten der antarktischen Halbinsel schlüpfen und, wenn das Wetter es zulässt, den südlichen Polarkreis überqueren können – etwas, das unsere Gäste alle von ihrer Lebensliste abhaken wollen.

Die Broschüren für diese Kreuzfahrt werben nicht nur mit der Tierwelt, sondern auch mit Experten wie mir. Ich bin eine von sechs Naturkundlern auf dieser Reise, Tierforscher und Historiker, die von Glenn angeheuert wurden, um die Passagiere über Pinguine, Wale, Meeresvögel, Eis und die Geschichte des Kontinents aufzuklären. Zwar werden die meisten Naturkundigen die gesamte zweiwöchige Tour an Bord bleiben, aber mehrmals pro Saison steigen einer oder zwei von uns auf einer der unbewohnten Inseln aus, schlagen ihr Lager auf und erheben Daten für das Antarktisch-Pinguin-Projekt. Nach weiteren zwei Wochen, wenn das Schiff mit einer neuen Fuhre Passagiere zurückkehrt, fahren wir wieder mit in die Zivilisation. Auf dem Schiff bin ich im Bereitschaftsdienst, immer verfügbar, um Fragen zu beantworten, Zodiacs zu steuern (die kleinen, aber robusten Schlauchboote, die uns vom Schiff an Land bringen), Touristen zu hüten, Wale zu entdecken und nach dem Essen in der Lounge Vorträge zu halten. Diesen Teil liebe ich: den Kontinent vorzustellen, wie er mir einst vorgestellt wurde. Wovor mir graut sind die Fragen, die den Bereich von Flora und Fauna weit überschreiten.

Mindestens ein Mal pro Fahrt fragt mich jemand, wie ich das mache – wie kann ich Wochen oder Monate am Stück hier unten leben, zwischen Schiff und Zelt, unter den rauen Bedingungen, so viel allein. Ich werde gefragt, ob ich verhei-

ratet bin, ob ich Kinder habe – Fragen, die ich selten gegenüber einem männlichen Naturkundler geäußert höre. Aber weil ich diesen Job behalten will, beiße ich mir auf die Zunge und lächle. Ich erkläre, dass ich zwar mit dem Brutverhalten der Pinguine gut vertraut sei, menschliche Beziehungen aber eine gänzlich andere Sache und besonders kompliziert seien, wenn es um die Antarktis gehe. Ich steuere ein wenig von der Historie des Südkontinents bei, die vor desaströsen Liebesgeschichten nur so strotzt: Der Polarwissenschaftler Jean-Baptiste Charcot kehrte, nachdem er auf dem Eis überwintert hatte, nach Hause zurück und stellte fest, dass seine Frau ihn verlassen hatte. Robert Falcon Scott, der auf dem Kontinent starb, erfuhr nie von den Gerüchten, dass seine Frau ihm während seiner Abwesenheit untreu war. Und natürlich habe ich auch so einiges erlebt während meiner komplizierten und noch nicht abgeschlossenen Geschichte der Liebe auf dem Eis, aber das behalte ich für mich.

Die Broschüren weisen auch auf das gute Essen hin, auf das Fitnesscenter und die Sauna, die Bibliothek, das Kommunikationszentrum mit Computern und Satellitentelefon, all die Dinge, die unsere Passagiere daran erinnern, dass sie nie weit von den Bequemlichkeiten ihrer Heimat entfernt sind. Es ist ihnen unbegreiflich, dass ich einen Schlafsack auf hartem eisigem Untergrund weicher Bettwäsche in einer beheizten Kabine vorziehe. Dass ich lieber halb Gefrorenes esse als ein Fünf-Gänge-Menü. Dass ich mich auf jede Minute freue, in der ich nicht auf dem Schiff bin, in der ich Pinguine und Sturmvogel höre und mich weiter denn je zuvor von der Welt oberhalb des sechzigsten Breitengrades entfernt fühle.

* * *

Als ich früh am nächsten Morgen aufwache, ist die andere Koje in meiner Kabine leer. Meine Zimmergenossin Amy muss auf Deck sein, um nach Albatrossen und Sturmvögeln Ausschau zu halten. Amy Lindstrom ist die Unterwasserexpertin des Schiffs, aber sie ist genauso fasziniert von den Geschöpfen oberhalb des Meeres, und in der Drakestraße gibt es Vögel, die wir weiter südlich nicht sehen werden.

Ich sollte mich auch aus dem Bett hieven, aber ich stütze mich nur auf einen Ellbogen auf und beobachte einen genau vor dem Bullauge über meiner Koje vorbeiziehenden Albatros. Diese Vögel, die den Himmel über dem Südpolarmeer beherrschen, faszinieren mich immer wieder; sie verbringen Monate, manchmal Jahre auf dem Meer, umfliegen diesen Teil des Planeten, ohne jemals auf festem Land aufzusetzen. Ich sehe dem Albatros zehn Minuten lang zu, und er schlägt nicht ein Mal mit den Flügeln. Hin und wieder lässt er sich vom Wind über das Schiff heben, aus meinem Sichtfeld, aber die meiste Zeit gleitet er knapp über den Wellen dahin, gerade außer Reichweite der wirbelnden Schaumkronen.

Als ich die Tür quietschen höre, drehe ich den Kopf, weiß aber, dass es nicht der Mensch ist, den ich erwartet habe, derjenige, den ich am liebsten sehen möchte.

»Raus aus den Federn«, sagt Thom.

Seine wuscheligen Haare sind grauer als in meiner Erinnerung. Ich habe Thom nicht mehr gesehen, seit wir vor fünf Jahren im Auftrag des APP zwischen den Pinguinen auf der Petermann-Insel gecampft haben, und gestern in dem Chaos, die Passagiere an Bord und in ihre Kabinen zu verfrachten, hatten wir kaum Zeit, mehr als ein paar Worte zu wechseln. Wie die meisten Inseln, die wir in der nächsten Woche mit den Passagieren besuchen werden, ist die Petermann nur

von einheimischen Antarktikern bewohnt – Vögeln und Robben, Flechten und Moosen und Algen, diversen Wirbellosen. Trotz der langen Arbeitstage dort, an denen wir Pinguine zählen und Daten erheben, ist es ein stilles, friedliches Leben. Und ich weiß, dass Thom und ich wieder in den gleichen Rhythmus verfallen werden, an Land und auf See, allein oder von Touristen umringt. Normalerweise arbeiten wir in einträchtigem Fast-Schweigen zusammen, da wir die Launen des anderen aus gemeinsamen Wochen am unteren Ende der Erde kennen.

»Lass mich raten«, sage ich. »Glenn schickt dich.«

Er nickt. »Showtime.«

»Was kommt als Nächstes, Kostüme? Taktstock?«

»Ob wir uns jetzt blicken lassen oder später, ist doch egal«, sagte Thom. »Im Moment ist es ein Geisterschiff. Letzte Gelegenheit für eine einigermaßen ruhige Mahlzeit.«

Ich setze mich langsam auf und merke an meinem ruhigen Magen, wie stark der Wellengang nachgelassen hat; das Meer ist zwar nicht gerade spiegelglatt, aber ich habe keine Ausrede, mich weiter hier unten zu verstecken.

Ich lege die Beine über die Kante. Da ich abends dusche und angezogen schlafe, muss ich mir nur die Haare aus dem Gesicht binden, schon bin ich fertig.

Ich lasse Thom vorangehen in den Speisesaal und beobachte das leichte Hinken in seinem Gang, die Folge eines Sturzes in eine Gletscherspalte auf seiner ersten Reise nach Antarktika vor mehr als zehn Jahren. Trotz des schwankenden Schiffs, trotz meines eigenen Bedürfnisses, mich am Schott abzustützen, braucht er sich nirgends festzuhalten.

Wir setzen uns mit Toast und Obst auf dem Teller an einen freien Tisch, der Kaffee in den vollen Bechern schwappt. Der

Speisesaal ist leer bis auf einen Steward mit einem Tablett, der mit Übelkeit lindernder Ingwersuppe auf dem Weg zu einem bettlägerigen Passagier ist.

»Du hast recht«, sage ich zu Thom. »Ein Geisterschiff ist was Tolles.«

Er nickt. Ich mustere ihn kurz, dann erkundige ich mich nach seinen Kindern, seiner Frau, wie es ist, zurück zu sein. Normalerweise reden wir nicht ausführlich über unser Privatleben. Aber ich muss ihn etwas fragen und möchte mich locker herantasten.

Nachdem Thom mir vom neuen Job seiner Frau erzählt hat, vom Wechsel seiner Kinder in die erste und dritte Klasse, spreche ich das Thema an. »Du wurdest also ziemlich kurzfristig engagiert?«

Er nickt. »Letztes Jahr hatte ich mich bei Glenn gemeldet, weil ich mir dachte, jetzt, wo die Kinder älter sind, wäre ich wieder bereit für hier unten. Er meinte, er hätte keine freie Stelle, aber dann hat er vor zwei Monaten angerufen und mich gebeten einzuspringen.«

»Für Keller?«

»Ja.«

»Hat er dir gesagt, warum?«

»Ich hab nicht gefragt.« Er sieht mich an. »Du weißt es nicht?«

Ich schüttele den Kopf. Aus dem Augenwinkel sehe ich einen Passagier den Raum betreten, und ich spüre meine Schultern absacken, ein Reflex, der Instinkt, sich zu verstecken. Aber der Mann sieht uns und steuert auf uns zu, den Teller hoch mit Eiern und Würstchen beladen, was mir auch den Magen umdrehen würde, wenn wir nicht gerade durch die Drakestraße schippern würden. Von der Schiffsärztin weiß ich, dass sechzig Prozent der Männer an Bord Herzta-

bletten nehmen. Ich weiß auch, dass das am zweithäufigsten angefragte Medikament auf diesem Schiff, nach dem gegen Seekrankheit, Viagra ist und dass der mangelnde Blutfluss an die richtigen Stellen mehr von Arterienverstopfung ausgelöst wird als vom Alter.

Und nun setzt sich dieser Mann mittleren Alters, der tatsächlich fitter und gesünder als die meisten anderen aussieht, mir und Thom gegenüber.

»Schickes Gerät«, bemerkt Thom und zeigt auf das Fernglas, das der Mann auf den Tisch gelegt hat.

»Danke«, sagt der, sichtlich erfreut, dass es Thom aufgefallen ist. »Wasserdicht, stoßfest, bildstabilisierend. Es hat sogar Nachtsicht.«

»Nicht, dass man das hier bräuchte«, sagt Thom.

»Wie meinen Sie das?«

»Es wird nicht dunkel. Nur ein paar Stunden Dämmerung zwischen Sonnenunter- und Sonnenaufgang.«

Der Mann blickt aus dem nächstgelegenen Bullauge, als wäre er nicht sicher, ob er glauben soll, was er da hört. »Tja, bei dem, was das Ding mich gekostet hat, benutze ich es sicher auch noch für andere Reisen«, sagt er schließlich. »Ich bin übrigens Richard. Richard Archer.«

»Thom Carson. Und das ist Deb Gardner. Willkommen an Bord.« Thom steht auf, um noch Kaffee zu holen, und nimmt meinen Becher mit.

Ich deute mit dem Kopf auf das Fernglas. »Darf ich mal?«, frage ich und greife danach.

Richard schiebt es mir über das makellos saubere weiße Tischtuch zu. »Aber gern.«

Ich stelle mich an ein Bullauge und hebe das Fernglas an die Augen. Ich brauche einen Moment, um zu begreifen, dass es digital ist und ich einen Knopf drücken muss, bevor

mein Sichtfeld plötzlich sehr scharf wird. Die Stärke ist unglaublich. Nach wenigen Sekunden entdecke ich den von Seepocken verkrusteten grauen Kopf eines Pottwals, der nur knapp die Wasseroberfläche durchbricht, während er Sauerstoff tankt. Das müsste ich eigentlich über Lautsprecher durchsagen, aber ohne ein solches Fernglas wird es wahrscheinlich niemand sehen können.

Ich gehe wieder zum Tisch und gebe das Gerät zurück.

»Vielleicht habe ich ein bisschen zu viel dafür ausgegeben«, meint Richard. »Aber so eine Reise macht man ja nur einmal im Leben, oder? Ich will nichts verpassen.«

»Da ist ein Pottwal auf elf Uhr.« Ich deute auf den Horizont und beobachte ihn, als er nach dem Wal sucht. Ich stelle mir die winzigen elektronischen Impulse vor, die in wahnwitziger Geschwindigkeit die Realität zerlegen und wieder zusammensetzen.

Thom kommt zurück und stellt mir einen frischen Kaffee hin. »Was sehen Sie da?«, fragt er Richard.

»Ich versuche, einen Pottwal zu finden.«

»Der ist wahrscheinlich abgetaucht«, sage ich. »Keine Sorge. Sie werden noch andere sehen.«

Da bin ich mir zwar nicht sicher, denn normalerweise fressen nur die Männchen in dieser Gegend, und die bevorzugen die größten Wassertiefen, aber ich bemühe mich, aufmunternd zu sein, die Menschen glauben zu lassen, dass sie absolut alles erleben, dass sie etwas für ihr Geld bekommen werden. Sie müssen nicht wissen, dass sie die Antarktis für den Rest ihres Lebens jedes Jahr bereisen könnten und immer noch nicht alles sehen würden, was es gibt.

»Also«, sagt Richard und legt das Fernglas wieder auf den Tisch. »Wie lange arbeiten Sie schon auf der *Cormorant*?«

»Eigentlich sind wir beim APP angestellt«, sagt Thom.

»Wo?«

Thom hat jetzt den Mund voller Toast, deshalb erkläre ich es. »Das Antarktis-Pinguin-Projekt ist eine gemeinnützige Organisation. Wir erforschen die drei Pinguinarten hier, zeichnen ihre Entwicklung auf, Zahlen, Fress- und Brutverhalten. Das Schiff nimmt uns im Rahmen der Mission des Projekts mit, Menschen über diese Region aufzuklären.«

»Nicht schlecht«, sagt Richard. »Wenn man schon hier unten sein muss, dann sollte man auf jeden Fall so reisen. Was ist unser erster Halt?«

Thom erklärt, dass wir das erst unmittelbar vorher erfahren, dass jede Exkursion auf diese winzigen, abgelegenen Inseln von Eis und Wetter abhängt, die sich von Tag zu Tag verändern, manchmal von Stunde zu Stunde.

Im Geiste schweife ich ab zu dem Tag, als ich in Ushuaia in der Pension eintraf, in der Keller und ich uns verabredet hatten. Er war nicht da, und ich nutzte die Gelegenheit, mir den langen Flug abzuduschen und eine Weile die Augen zu schließen. Als ich aufwachte, war es Morgen, und ich musste los zu dem Kai, an dem die *Cormorant* lag – immer noch ohne eine Spur von Keller.

Ich schrieb rasch eine E-Mail vom Computer in der Lobby aus, weil ich dachte, sein Flug wäre verspätet, und er käme abends, kurz vor dem Ablegen. Aber als der lange Ton des Schiffshorns der *Cormorant* erklang und sie in den Beagle-Kanal glitt, sah ich an den Gesichtern der Passagiere, an ihren Sektgläsern vorbei auf die vor uns liegenden Gewässer und wollte, gegen jede Vernunft, auf die Brücke rennen und dem Kapitän sagen, dass wir warten müssten.

Jetzt starre ich aus den Fenstern des Speisesaals und versuche, optimistisch zu denken: Keller muss seinen Flug ver-

passt, seinen Zeitplan in letzter Minute umgebaut haben und wird in zwei Wochen, bei der nächsten Reise Richtung Süden, in Ushuaia zur *Cormorant* zu stoßen. Das rede ich mir ein, obwohl ich es bezweifle. Ich schiele nach Richard, der die Einstellungen an seinem Fernglas anpasst, und in diesem Moment sind wir gar nicht so unterschiedlich – wir suchen beide nach etwas, das wir nicht finden werden.

Mein letzter Abschied von Keller Sullivan war erst vor drei Monaten, während eines unerwarteten Besuchs in den USA. Wir wohnen immer noch an entgegengesetzten Küsten, und während der mindestens acht Monate, die wir nicht in der Antarktis verbringen, halten wir über E-Mail, Telefon und Skype Kontakt. In der Hinsicht sind wir wie Pinguine: jeder von uns auf seiner eigenen Reise unterwegs, bis wir uns wiedertreffen, unsere gemeinsamen Nester auf diese Expeditionen beschränkt, die Halbinsel, die Camps, die wir zusammen aufschlagen.

Was uns verbindet, ist kompliziert: eine Beziehung, die mitten unter Pinguinen begann, unter Geschöpfen, deren eigenes Brutverhalten sich stetig weiterentwickelt, wie die Meere, an die sich anzupassen sie ununterbrochen bemüht sind. Während manche Arten ein Leben lang bei ihrem Partner bleiben, sind andere nur eine Saison lang monogam, und wieder andere haben überraschend hohe Scheidungsraten. Für alle von ihnen steht das Überleben an erster Stelle. Manchmal glaube ich, dass das auch Keller und mich ganz gut beschreibt. Wir haben uns ineinander so heftig verliebt wie in die Antarktis und uns selbst, und was wir sind, noch nicht von diesem Ort abgetrennt. Jedes Mal, wenn ich am unteren Ende der Welt eintreffe, weiß ich nicht genau, wie unser Nest aussehen oder ob es überhaupt existieren wird.

Im letzten Jahr, als ich übernächtigt und mit Grauen vor unserer ersten Woche auf der *Cormorant*, bevor Keller und ich auf der Petermann-Insel abgesetzt werden sollten, in Ushuaia ankam, traf ich ihn erst an Bord. Erst als mir meine Reisetasche aus der Hand genommen wurde, ich einen Arm um meine Taille spürte. Er riss mich in eine feste Umarmung, ehe ich ihn auch nur ansehen konnte, und stellte mich dann wieder auf den Boden, damit wir uns betrachten konnten.

»Da wären wir«, sagte er. »*Fin del mundo* ...«

»... *principio de todo*«, beendete ich seinen Satz wie üblich, das Motto der patagonischen Stadt, in blauen Buchstaben auf die weiße Mauer geschrieben, die die bunten Gebäude von den schroffen, schneebedeckten Bergen dahinter abgrenzt.

Das Ende der Welt, der Anfang von allem.

Eine Reise in die Antarktis zu beginnen, fühlt sich ohne Keller nicht mehr richtig an. Die Gefühle stürmen auf mich ein, und ich weiß nicht, welchem ich nachgeben soll: Sorge, Wut oder einfach Enttäuschung.

* * *

Als die Wellen weiter an Stärke verlieren, verlassen die Gäste allmählich ihre Kabinen, tasten sich unsicher durch die Gänge. Sie ziehen ihre wasserdichten, dick gefütterten, knallroten *Cormorant*-Jacken über und kommen nach oben.

Aus den ersten vereinzelt Passagieren an Deck werden schnell Dutzende, und es dauert nicht lange, bevor ich umringt bin und von ihren Fragen bombardiert werde. *Wie schnell schmelzen Eisberge ab? Wo wird der da landen? Wie groß werden sie?*

»Vor Kurzem ist ein Eisberg in der Größe Singapurs von einem Gletscher abgebrochen«, erzähle ich ihnen. »Aber der größte war sogar noch riesiger, über dreihundert Kilometer lang.«

»Dreihundert Kilometer?«, sagt der Mann, der die Frage gestellt hat. »Das ist wie die Entfernung zwischen New York und Washington D. C.«

Ich nicke, erwidere aber nichts, weil ich in beiden Städten noch nie war. Aber ich verstehe das Bedürfnis der Touristen, ihre Umgebung in einen Kontext zu setzen, ich kann mir vorstellen, dass ich das auch müsste, wenn ich in New York oder Washington wäre. Ich müsste das Washington Monument mit dem höchsten Pyramideneisberg vergleichen, den ich je gesehen habe, oder die Breite des Times Square mit einer der Gletscherspalten, auf die ich auf dem Kontinent gestoßen bin.

Tatsächlich bin ich gerade froh über ihre Fragen. Solange sie reden, muss ich wenigstens an nichts anderes denken, zum Beispiel wo Keller ist und warum ich nichts von ihm gehört habe oder wie ich einen Mann erreichen soll, der selten an sein Handy geht und gern mal wochenlang offline bleibt.

»War das da ein Pinguin?«, fragt jemand und blinzelt, als hätte er gerade einen Meteor gesehen.

Ich habe verpasst, was auch immer er bemerkt hat. »Könnte sein«, sage ich. »Sie fressen in dieser Gegend. Halten Sie den Blick nach vorn gerichtet, seitlich des Schiffs, dann sehen Sie welche. Das Motorengeräusch schreckt sie aus dem Wasser.«

Ich beobachte die Touristen, als sie sich über das Geländer lehnen; ich lausche dem hektischen Klicken ihrer Kameras. Wie schnell sie sich hinter ihre Sucher klemmen. In ihrer

Hast, Bilder von den Pinguinen zu bekommen, ihre Reiseandenken zu sammeln, verpassen sie die wahre Schönheit in allem, was es zu sehen gibt.

Ich erinnere mich an meine erste Reise nach Süden, auf der ich mehr Fotos knipste, als ich zählen konnte, weil ich kaum zu glauben wagte, dass ich noch einmal die Gelegenheit bekäme, diese Dinge zu sehen. Die schlanken Leiber der Pinguine, die so schnell durchs Wasser schießen, dass sie wie Mini-Orcas aussehen. Wie sie in Formation springen und schwimmen, als wären sie am Himmel statt im Wasser. Wie sie in einem Wimpernschlag die Richtung wechseln.

Langsam dringt die Kälte durch, und alle schlurfen nach drinnen. Meine Schultern entspannen sich langsam, als ich mich ans Geländer lehne. Es dauert einen Moment, bis ich merke, dass ich nicht allein bin.

Eine Frau steht gute fünf Meter von mir entfernt, wo das Geländer sich um den Bug wölbt, und nachdem sie gerade noch mit dem Rücken zu mir stand, dreht sie sich jetzt zu mir um.

»Hallo.« Sie kommt auf mich zu. Ich sehe sie auf mein Namensschild schießen, dann streckt sie die Hand aus. »Sie sind also die Pinguin-Expertin. Ich bin Kate Archer.«

Nach einem kurzen Zögern schüttle ich ihr die in einem dicken Gore-Tex-Handschuh verlorene Hand. Ihr Lächeln gräbt einen Halbmond in einen ansonsten einsamen Gesichtsausdruck, und sie wirkt so froh, mich kennenzulernen, dass ich vermute, sie reist allein und hat schon länger mit niemandem mehr gesprochen.

»Es ist einfach unglaublich«, sagt sie. »Von diesem Ausblick kriegen Sie bestimmt nie genug.«

»Nein, nie.«

Sie zeigt auf einen Eisberg in der Ferne. »Wie hoch ist der?«

»So zwanzig, fünfundzwanzig Meter würde ich sagen.«
Dann ergänze ich: »Ungefähr die Höhe eines achtstöckigen Gebäudes.«

»Aha.« Sie verfällt wieder in Schweigen.

Ich weiß, ich sollte freundlicher sein, sie in ein Gespräch verwickeln, über die Antarktis informieren, aber ich habe das Gefühl, mein Gesprächspensum für den Tag jetzt schon erfüllt zu haben. Und dann sehe ich weiter vorne etwas, ein Aufblitzen reflektierten Lichts, das die Anwesenheit von etwas anzeigt, was unmöglich sein kann.

Ich murmle: »Was soll *das* denn?« und versuche, mein Fernglas einzustellen, frage mich, ob es beschlagen ist oder kaputt oder ob etwas mit meinen Augen nicht stimmt.

Dann werfe ich einen Seitenblick auf die Frau neben mir und überlege, wie sie noch gleich hieß. Kate. »Entschuldigung«, sage ich. »Ich kann nur einfach nicht fassen, was ich da sehe.«

»Was sehen Sie denn?« Sie beugt sich über das Geländer, als würde das ihre Sicht verbessern. »Ich weiß nicht, was Sie meinen.«

»Das werden Sie gleich.« Ich senke das Fernglas. »Einen Moment noch.«

»Ich wünschte, ich hätte das Fernglas meines Mannes dabei. Wahrscheinlich könnte ich damit direkt *durch* diesen Eisberg sehen.«

Es dauert eine Sekunde, bis ich die Verbindung herstelle.
»Heißt Ihr Mann Richard?«

»Ja.« Sie sieht mich an. »Warum?«

»Ich habe ihn heute Morgen kennengelernt. Beim Frühstück.«

»Dann haben Sie heute schon mehr von ihm gesehen als ich.«

Es schwingt etwas Seltsames in ihrer Stimme mit, aber ich bin mir nicht sicher, was. Mir war die auf diesen Reisen entstehende unnatürliche Intimität schon immer unangenehm. Wir erleben zerbrechende Ehen, Geschwisterrivalität, Liebesaffären. Ein Teil des Problems ist, glaube ich, dass die Antarktis für so viele die Reise ihres Lebens ist und ihre Erwartungen so hoch sind. Sie rechnen damit, hier unten für immer verändert zu werden, und oft ist das auch so, nur nicht so, wie sie vorher dachten. Sie werden seekrank, sie sind nicht an die engen Räumlichkeiten gewöhnt, sie erfahren, dass das Sterben der Meere an ihren eigenen schlechten Angewohnheiten liegt. Und das alles sickert nicht nur in ihren Traumurlaub ein, sondern in ihre Beziehungen, tiefer, als sie erwartet hatten.

Genau in dem Moment taucht das Schiff, den Bug nach vorn geschoben, hinter dem Eisberg auf und offenbart nach und nach seine vielen überdimensionierten Teile: eine riesige Terrasse, ein um einen Swimmingpool und ein Sonnendeck führendes Geländer, direkt dahinter eine Art Spielfeld. Langsam kommt es voll in Sicht, mit hunderten von winzigen Bullaugen und Dutzenden von Balkonen an der Backbordseite geschmückt.

Selbst Kate wirkt überrascht. »Wie weit ist das weg?«, fragt sie.

»Nicht weit genug.«

»Es muss riesig sein.«

Ich nicke. »Zehn Stockwerke hoch, zwölfhundert Passagiere, vierhundert Besatzungsmitglieder. Und es dürfte überhaupt nicht hier unten sein.«

»Es sieht aus, als hätte es irgendwo in der Karibik die fal-

sche Abzweigung genommen. Woher wissen Sie so viel darüber?«

»Ich erforsche die Auswirkungen von Tourismus auf die Pinguinkolonien«, sage ich. »Deshalb halte ich mich auf dem Laufenden. Die *Australis* ist ein neues Schiff, registriert auf den Bahamas, aber wahrscheinlich voll mit Amerikanern. Ein schwimmender Freizeitpark, wie die meisten.«

»Sie sind offenbar kein Fan.«

»Ich habe kein Problem mit solchen Schiffen in der Karibik oder in Europa. Aber das Letzte was wir, am wenigsten die Pinguine, hier unten brauchen, ist, dass dieses Ungetüm ungefähr die Bevölkerung einer Kleinstadt auf diesen Inseln ablädt.«

»Warum darf es dann überhaupt hier sein?«

Seufzend betrachte ich das Schiff, das wie ein pockennarbiger Eisberg am Horizont entlangfährt. »Diese Gewässer gehören niemandem. Die können tun, was sie wollen.«

»Ist es auf dem Weg nach Süden?«

»Sieht so aus.« Ich zucke die Achseln. »Zum Glück flitzen so große Schiffe meistens nur schnell durch die Drakestraße, um den Passagieren mal kurz die Eisberge zu zeigen, und machen dann wieder kehrt. Wahrscheinlich werden wir es also nicht noch mal sehen. Für die meisten Stellen, die wir anlaufen, ist es viel zu groß.«

Kate starrt immer noch das Kreuzfahrtschiff an, und es freut mich, dass sie offenbar genauso empört darüber ist wie ich. »Dagegen sieht der Eisberg klein aus.«

Ich stoße ein trockenes Lachen aus. »Dieser Eisberg ist gar nichts im Vergleich zu dem, was wir vor uns haben«, sage ich. »Und die *Australis* hat keinen verstärkten Rumpf wie wir. Deshalb möchte ich wetten, dass sie umkehrt.«

»Was, wenn sie auf Eisberge stößt?«, fragt sie. »Wie umschiffen Sie sie?«

»Vorsichtig«, sage ich. »Sehr vorsichtig.«

FÜNF JAHRE VOR SCHIFFSUNTERGANG

Petermann-Insel

Als mir auffällt, dass eins unser Eselspinguinküken fehlt, schlage ich im Feldnotizbuch die Kolonie-Tabelle auf und gleiche die Nester miteinander ab. Laut unseren Aufzeichnungen war das Küken zwei Wochen alt, aber das felsige Nest ist leer. Ich suche, finde aber keinen Kadaver, was bedeutet, dass sein Verschwinden das Werk einer Raubmöwe gewesen sein muss. Wenn Raubmöwen herabstoßen, um sich Küken oder Eier zu schnappen, lassen sie wenig zurück.

Ich setze mich etwas abseits der Kolonie auf einen Stein, um mir ein paar Notizen zu machen. Da höre ich es – einen eindeutig menschlichen Schrei und ein sattes Geräusch, das ich erst ein Mal in meinem Leben gehört und nie vergessen habe: den Klang von Knochen, der auf etwas Hartem auftrifft.

Ich stehe auf und sehe einen Mann auf dem Boden liegen, einen rot bejackten Touristen von der *Cormorant*, die an diesem Morgen in unserer Bucht Anker geworfen hat. Vor einer Woche hat das Schiff Thom und mich auf seiner Runde durch die Antarktis hier abgesetzt, und in einer Woche holt es uns wieder ab, auf der letzten Kreuzfahrt dieser Saison.

Die Petermann-Insel ist winzig, keine zwei Kilometer lang. Früher einmal standen hier kleine Hütten, die einer französischen Expedition zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts gedient hatten. Jetzt schaffen wir uns mit Zelten und solarbetriebenen Laptops unsere eigene Forschungsbasis. Während unserer zwei Wochen hier kommt die *Cormorant*, wenn das Wetter es zulässt, immer mal vorbei, um den Touristen die Vögel und unser Lager zu zeigen, bietet einen Rundgang über die Insel und einen kurzen Einblick in das Leben von uns Forschern an.

Der Mann ist heftig gestürzt und auf dem Rücken gelandet. Als ich sehe, dass sich ein roter Fleck von dem Stein unter seinem Kopf in den Schnee ausbreitet, eile ich auf ihn zu. Ein Dutzend Touristen befindet sich in der Nähe, aber niemand scheint etwas zu bemerken.

Thom allerdings muss etwas gesehen haben, denn er erreicht den Mann zuerst. Und jetzt klettert eine Frau vorsichtig denselben Hügel hinunter, trotz ihrer Eile offenbar bemüht, nicht dasselbe Schicksal zu erleiden.

Ich wende mich dem Mann zu. Sein Blut ist ein unwillkommener Anblick, hell und dünn neben dem allgegenwärtigen dunkelrosafarbenen Guano der Pinguine, und randvoll mit Bakterien, die für die Vögel tödlich sein könnten. Ich unterdrücke den Drang, es wegzuputzen.

»Deb«, sagt Thom scharf und hebt den Kopf. Er hat zwei Jahre Medizin studiert, bevor er auf Meeresbiologie umstaltete, und er sieht nervös aus. Mittlerweile haben sich vier weitere Touristen um uns versammelt.

Mit ausgestreckten Armen gehe ich auf die roten Jacken zu, zwingt sie ein paar Schritte zurück. Die Frau, die den Hügel hinuntergehasst ist, versucht, an mir vorbeizusehen. Sie wirkt jünger als die üblichen Passagiere, die nach Ant-

arktika fahren. »Gehören Sie zu ihm?«, frage ich sie. »Wer ist Ihr Reiseführer?«

»Nein – weiß ich nicht«, stammelt sie. Blonde Haare fallen ihr aus der Mütze in die weit aufgerissenen Augen, in denen eine Angst liegt, die ich nicht zuordnen kann. »Vielleicht ist er da oben.« Sie zeigt auf die Eselspinguinkolonie. Ich sehe nach oben. Der Hügel ist im Nebel fast verschwunden.

»Jemand muss ihn suchen«, sage ich. »Und wir brauchen die Schiffsärztin. Mit wem ist er unterwegs?«

»Mit seiner Frau, glaube ich«, antwortet jemand.

»Holen Sie sie.«

Ich knie mich neben Thom, der den Kopf des Mannes untersucht. Wären wir irgendwo anders als in der Antarktis, wäre die Verletzung vielleicht nicht so kritisch. Aber wir sind am Ende der Welt, Tage von der nächsten Stadt entfernt, noch weiter von der nächsten Unfallstation. Es gibt eine Ärztin auf dem Kreuzfahrtschiff und eine medizinische Grundversorgung in Palmer Station, einer vierzig Mann starken US-amerikanischen Forschungseinrichtung, etwa eine Stunde mit dem Boot von hier, aber es ist nicht klar, ob das reichen wird.

Der Mann hat sich seit seinem Sturz nicht gerührt. Eine tiefe Wunde an seinem Hinterkopf blutet durch den dicken Verbandsmull, mit dem Thom sie abgedeckt hat. Stimmen nähern sich, der Reiseführer, die Ehefrau, die Ärztin. Plötzlich hebt sich der Brustkorb des Mannes, und Thom dreht ihm schnell den Kopf zur Seite, damit er sich in den Schnee übergeben kann.

Er erschauert und versucht, sich aufzusetzen, verliert dann wieder das Bewusstsein. Thom drückt ihm frischen Mull auf den Kopf und sieht auf.

»Was ist passiert?«, schreit die Ehefrau.

»Er ist ausgerutscht«, sage ich.

Susan Beecham, die Schiffsärztin, steht jetzt direkt hinter uns, und Thom und ich gehen beiseite.

»Wie konnte das passieren?«, heult die Ehefrau.

Ich lege ihr eine Hand auf die Schulter, als Besatzungsmitglieder mit einer Tragbahre eintreffen. »Wir müssen ihn nach Palmer bringen«, sagt Susan gedämpft.

Thom hilft, den Mann auf die Bahre zu heben, und er wird zum Schlauchboot getragen. Ich hole eine Plastiktüte aus unserem Zeltlager und schaufle den von Blut und Erbrochenem durchtränkten Schnee hinein. Da dies eine der letzten unberührten Gegenden der Welt ist, geben wir uns die größte Mühe, die Tiere vor allem Fremden zu schützen. Besucher desinfizieren ihre Stiefel, bevor sie einen Fuß auf die Insel setzen, und noch einmal bei der Abfahrt. Niemand geht ohne alles, was er mitgebracht hat.

Und doch scheint das manchmal, so wie jetzt, sinnlos. Solche Verletzungen sind ungewöhnlich, aber ich habe Touristen schon Taschentücher und Kaugummipapiere auf den Boden werfen sehen. Dann möchte ich ihnen hinterherlaufen, ihnen unsere Daten zeigen, ihnen erklären, wie stark sich das Schicksal der Pinguine verändert hat, seit immer mehr Touristen auf diese Inseln kommen. Aber ich muss geduldig mit dieser roten Anorak-Spezies sein. Ich bin dankbar für den Transport der *Cormorant* zu dieser abgelegenen Insel und für die finanzielle Unterstützung des APP, gleichzeitig habe ich oft das Gefühl, dass wir jede Saison teurer dafür bezahlen, dass unsere Arbeit gegenüber der Bespaßung der Touristen in den Hintergrund tritt.

Thom kommt zurück und stellt sich hinter mich. »Ich muss mit nach Palmer fahren.«

Ich sehe zu ihm hoch. »Warum?«

»Die Crew dreht am Rad«, sagt er, »und sie brauchen jemanden, der sich um den Verletzten und seine Frau kümmert.«

Mehr braucht er nicht zu erklären, ich kann mir vorstellen, was los ist: Susan am Funkgerät mit der Zentrale in Palmer, die Matrosen an Deck, um den Anker zu lichten, Naturkundler damit beschäftigt, Fragen besorgter Passagiere zu beantworten, und Glenn hektisch dabei, sich mit der Kombüse über die nächste Mahlzeit und mit dem Kapitän über das nächste Ziel abzustimmen.

»Tja, da bleibt uns wohl nichts anderes übrig.« Ich vergewissere mich, dass keine Reste mehr im Schnee liegen. Thom hat keine Wahl – wir werden oft, wenn wir auf der Insel sind, gebeten, für die Besatzung einzuspringen –, aber ich weiß, was er eigentlich von mir wissen will. Wir arbeiten seit drei Jahren zusammen, und ich habe noch nie eine Nacht allein hier verbracht.

Ich stehe auf. Da Thom klein ist und ich groß, sehen wir einander genau in die Augen. »Fahr ruhig. Ich komm schon klar.«

»Sicher?«

»Ich lass das Funkgerät an, nur für den Fall. Aber ja, ist schon in Ordnung. Nach dem Ganzen hier werde ich die Ruhe genießen.«

»Ich bin morgen zurück«, sagt er.

Wir gehen zum Lager zurück, einem Trio von Zelten ein paar Meter hinter der Bucht. Von dort aus können wir die Schiffe kommen und, noch wichtiger, abfahren sehen.

Ein weiteres Zodiac wartet darauf, Thom nach Palmer zu bringen. Er holt schnell ein paar Sachen aus seinem Zelt und drückt mir die Schulter. »Ich melde mich später bei dir.« Er

lächelt, und ich spüre eine plötzliche, heftige Einsamkeit, wie einen Atemzug kalter Luft.

Ich sehe dem Schlauchboot nach, bis es um die äußeren Klippen der Bucht verschwindet, dann kehre ich in unser leeres Camp zurück.

* * *

An einem Abend wie diesem, wenn die Luft von nicht gefal-
lenem Regen geschwängert ist und die Pinguine in einem
Schneematschtümpel in der Nähe planschen, fällt es schwer
zu glauben, dass Antarktika die größte Wüste der Welt ist,
der trockenste Ort der Erde. In den Trockentälern ist seit
Jahrmillionen kein Regen gefallen, und dank der Kälte ver-
west oder verrottet nichts. Selbst hier oben auf der Halbinsel
habe ich hundert Jahre alte Seerobben-Kadaver in perfek-
tem Zustand gesehen, und verlassene Walfangstationen,
in denen die Zeit stehen geblieben ist. Wer in Antarktika
umkommt – Pinguine, Robben, Entdecker – wird verewigt,
denn das Eis bewahrt das Leben im Augenblick des Todes.

Doch trotz allem, was gleich bleibt, verändert sich Ant-
arktika unablässig. Jedes Jahr verdoppelt sich der Kontinent
in seiner Größe, wenn das Meer um ihn herum gefriert; das
Schelfeis verschiebt sich; Gletscher kalben. Wale, die einst
gejagt wurden, sind heute geschützt, Krill, der einst nicht
beachtet wurde, wird heute gefischt, Land, das einst men-
schenleer war, wird heute von tausenden von Touristen pro
Saison besucht.

Ich esse kalte Pastareste und denke an unsere Rückfahrt.
Auf der *Cormorant* werden Thom und ich gut essen, meine
Einsamkeit wird von Vorträgen und Diashows abgelöst wer-
den, und ich werde mich hierher wünschen, zu den Pingu-
inen.

Hinterher räume ich das Geschirr auf. Jetzt, um kurz vor zehn Uhr abends, ist es hell draußen, die Sonne immer noch Stunden von ihrem vorübergehenden Verschwinden entfernt. Ich mache einen Spaziergang hinauf zu der Kolonie, bei der heute so ein Betrieb geherrscht hat, der, die der Mann gerade besichtigt hatte, bevor er stürzte. Die Pinguine sind noch aktiv, schleppen Steine an, um ihre Nester zu befestigen, füttern ihre Küken. Manche sitzen auf Eiern, andere kehren vom Meer zu ihren Partnern zurück und begrüßen sich mit einem Erkennungsruf, einem hohen, schnarrenden Kreischen.

Ich setze mich auf einen Felsen ungefähr fünf Meter vom nächsten Nest entfernt und beobachte, wie die Vögel den Pfad vom Wasser heraufzuckeln. Scheinbar ignorieren sie mich, aber ich weiß, dass das nicht stimmt. Ich weiß, dass ihre Pulsfrequenz sich erhöht, wenn ich vorbeilaufe, dass sie sich schneller bewegen, wenn ich in der Nähe bin. Thom und ich haben die beiden größten Pinguinkolonien hier studiert, Buch über ihre Größe und Reproduktionsrate geführt, um die Auswirkungen von Tourismus und menschlichem Kontakt abzuschätzen. Diese Insel ist eine der am häufigsten besuchten Stellen der Antarktis, und unsere Daten zeigen, dass die Vögel es bemerkt haben: Sie leiden unter Stress, niedrigeren Geburtenraten, weniger Küken, die das Erwachsenenalter erreichen. Es ist ein eigenartiges Paradox, dass die gleichen Leute, die unsere Forschung finanziell unterstützen, auch die *Cormorant* jede Saison herführen, und ich habe schon oft überlegt, was wohl passieren wird, wenn die Ergebnisse unserer Studie veröffentlicht werden.

Manchmal bin ich, wenn ich die Pinguine beobachte, so fasziniert von ihrem Schnurren und Kreischen, von der Präzision ihres unbeholfenen Watschelns, dass ich vergesse,



Midge Raymond

Die Liebenden vom Ende der Welt

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

1 s/w Abbildung

ISBN: 978-3-442-71420-9

btb

Erscheinungstermin: September 2018

Nur hier, am Ende der Welt, zwischen schroffen Gletscherklippen und eisigen Gewässern, fühlt sich Deborah wirklich zu Hause. Nur in den paar Wochen im Jahr, in denen es das feindselige Klima der Antarktis zulässt, dass sie den Lebensraum der Pinguine erforschen kann - auf einer entlegenen Forschungsstation, abgekapselt vom Rest der Welt. Hier trifft Deborah auf Keller Sullivan, einen Abenteurer und Aussteiger - und die Mauer, die sie um sich gebaut hat, bekommt langsam Risse. Doch genau wie sie selbst ist auch Keller nicht ohne Grund hier ...

 [Der Titel im Katalog](#)